

Immanuel Kant

von

Friedrich Kaulbach

Zweite, durchgesehene Auflage



1982

Walter de Gruyter · Berlin · New York

SAMMLUNG GÖSCHEN 2221

Dr. Dr. h. c. Friedrich Kaulbach
em. o. Professor für Philosophie an der
Universität Münster/W.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kaulbach, Friedrich:

Immanuel Kant / von Friedrich Kaulbach. – 2.,
durchges. Aufl. – Berlin ; New York : de
Gruyter, 1982.

(Sammlung Göschchen ; 2221)

1. Aufl. als: Sammlung Göschchen ; Bd. 536/536 a
ISBN 3-11-008990-4

NE: GT

© Copyright 1982 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit & Comp., 1000 Berlin 30 – Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden – Printed in Germany – Satz und Druck: Saladruck, Lüderitz & Bauer, Buchgewerbe GmbH, Berlin.

Inhalt	Seite
Vorwort	6
Kants Leben	7
Persönlichkeit	13
 I. Der Weg zur Kritik der reinen Vernunft. Versuch einer Strukturanalyse	 18
A. Gott, Natur, Vernunft	18
1. Dialektisch-dialogische Vernunft	18
2. Die objektive Erörterung des Kräftemaßes: Begriff der Metaphysik	22
3. Gott und Natur: Der Systemgedanke	32
4. Verfassung und System als Grundprinzipien der „All- gemeinen Naturgeschichte“	36
5. System und freie Natur	40
6. Systematische Verfassung als Entwicklung	43
7. Bedeutung des Wortes „allgemein“	46
8. Schöpfung als Evolution systematischer Ordnung.....	48
9. Die endlose Wiederkehr des Gleichen	51
10. Kants Mechanismusbegriff	54
11. Die raumbildende Kraft der physischen Monade.....	57
12. Der einzig mögliche Beweis der Existenz Gottes	60
B. Subjektivitätsprinzip, menschlicher Stand und Erfahrung	67
1. Subjektivität, Empfindung, Gefühl	67
2. Subjektivität als Spontaneität	74
3. Ansätze der Kritik und Skepsis	76
4. Leiblichkeit und Orientierung im Raume: Aufkommen der „Anschauung“	84
5. Frage des Realitätskriteriums	87
6. Erfahrung	90
7. Negation und reale Entgegensetzung	93
8. Das Problem der Methode	99
 II. Begründung der kritischen Transzendentalphiloso- phie im Bereich der theoretischen und praktischen Vernunft	 105
A. Kritik der reinen Vernunft: theoretische Philo- sophie	105

	Seite
1. Die Vorreden als Einstieg in die Problematik der Transzendentalphilosophie	105
2. Die Kopernikanische Tat	110
3. Idee der Transzendentalphilosophie	115
4. Die Eigentümlichkeit der Erkenntnissituation des menschlichen Subjekts und das synthetische Urteil a priori	119
5. Raum und Zeit als reine Form des Anschauens	127
6. Transzendente Idealität und empirische Realität	131
7. Idee der transzendentalen Logik	133
8. Das System der Kategorien	136
9. Transzendente Deduktion der Kategorien	139
10. Die Einbildungskraft	142
11. Urteilkraft und Schematismus: die transzendente Bewegung	145
12. Das System der synthetischen Grundsätze: transzendentaler Nominalismus	150
13. Der Übergang von der phänomenalen zur noumenalen Welt	160
14. Amphibolie der Reflexionsbegriffe und transzendente Topik	162
15. Die Dialektik der reinen Vernunft und der transzendente Schein	164
16. Kritik der rationalen Psychologie (Paralogismenlehre)	167
17. Dialektik der Vernunft im Bereich der Kosmologie (Antinomienlehre)	171
18. Dialektik der transzendentalen Theologie und Auflösung des theologischen Scheins: das transzendente Ideal	181
19. Transzendente Deduktion der Ideen und ihr Bezug zur objektiven Realität	190
20. Transzendente Methodenlehre	196
B. Praktische Philosophie	207
1. Der Weg zur Kritik der praktischen Vernunft	207
2. Übergang zur reinen praktischen Vernunft	212
3. Moralische Subjektivität und die ihr gemäße Objektivität im Zeichen der reinen praktischen Vernunft	213
4. Subjektivität und Objektivität im Bereich der praktischen Vernunft	218
5. Gesetz und Maxime: Der kategorische Imperativ	221

Inhalt	5
	Seite
6. Der Naturbegriff der praktischen Vernunft	224
7. Form und Materie in der praktischen Vernunft	228
8. Autonomie	235
9. Kritik der politischen Vernunft	239
10. Achtung als Triebfeder des Handelns, das moralische Gefühl	243
11. Moralisches Interesse und Wirklichkeit der Gesinnung	245
12. Freiheit als praktische Wirklichkeit	247
13. Theorie des Handelns	249
14. Dialektik der reinen praktischen Vernunft	251
15. Metaphysik im Horizont praktischer Vernunft	252
16. Was darf ich hoffen? Religionsphilosophie	256
 III. Weiterführung des transzendentalen Systemgedan- kens und die Vermittlung von Freiheit und Erschei- nung	265
1. System und reflektierende Urteilskraft	265
2. Analytik des Schönen	270
3. Das Erhabene	273
4. Theorie der Kunst und des Genies	274
5. Kritik der teleologischen Urteilskraft	278
6. Der Begriff des Endzwecks der Natur: Geschichts- philosophie	281
7. Der ewige Friede	286
8. Wissenschaft und Gesellschaft (bzw. „Volk“)	291
9. Pragmatische Vernunft und Anthropologie	294
 IV. Programm und Methode der neuen Metaphysik und die Weiterentwicklung im Opus Postumum ...	299
1. Die vier metaphysischen Ansätze	299
2. Metaphysik der Natur	300
3. Metaphysik der Sitten	305
4. Neuansätze im Opus postumum	317
Schriften Kants	326
Literatur	333
Personenregister	341
Sachregister	342

Vorwort zur zweiten Auflage

Im Vorwort zur ersten Auflage wurde der für diese Darstellung leitende Gedanke so gekennzeichnet: es gehe darum, zum Zwecke der Einführung in das Philosophieren Kants konventionelle Gesichtspunkte der Auslegung im engen Anschluß an den Text Kants zur Geltung zu bringen, aber auch eigene Perspektiven der Interpretation im Hinblick auf die Forschung zu berücksichtigen. Ich sehe auch weiterhin dieses anspruchsvolle Programm für die vorliegende Darstellung als gültig an, zumal diese auch in der zur Forschung gehörenden Literatur ihren Platz gewonnen hat.

Die relativ eingehende Berücksichtigung der frühen gedanklichen Entwicklung Kants soll einerseits die Keime erkennbar machen, aus denen sich seine „eigentliche“ Philosophie entwickelt hat, und andererseits soll der Zusammenhang der Kantischen Philosophie mit der Tradition der Philosophia perennis hervortreten. Zur Charakterisierung der Aufgabe, die sich diese Darstellung stellt, ist zu sagen, daß sie die Einheit der Kantischen Philosophie im ganzen durch die vielen gedanklichen Verzweigungen hindurch bis in die letzten Ansätze des Opus postumum erkennbar zu machen und dadurch auch zur Integration vieler Einzelergebnisse der Kant-Forschung in ein Gesamtbild beizutragen sucht. Ich halte es für gerechtfertigt, in dieser zweiten Auflage den Text der ersten im wesentlichen unverändert zu übernehmen und nur abgesehen von der Ausmerzung stehengebliebener Druckfehler wenige Stellen um der Präzisierung des Gedankens willen zu verändern. Außerdem schien es mir geboten, in einem hinzugefügten „Ausblick“ Gedankenlinien zu skizzieren, in denen in dem Buche angedeutete Ansätze seit dem Erscheinen der ersten Auflage weiterentwickelt wurden. Schließlich wurde auch der natürlichen Erwartung entsprochen, in der Bibliographie seitdem erschienene wichtige Werke zu berücksichtigen: Dabei hat mir Herr Dr. Volker Gerhardt wertvolle Hilfe geleistet.

Bonnhof-Heilsbronn, September 1982

Friedrich Kaulbach

Kants Leben

Immanuel Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg, der damaligen Hauptstadt des Herzogtums Preußen und einem zu dieser Zeit bedeutenden Handelshafen geboren. Hier wurden vor allem englische Fabrikate und Kolonialwaren gegen Naturprodukte ausgetauscht, die aus dem preußischen Hinterland und aus Polen kamen. Da das väterliche Haus nahe am Hafen, der Pregel­mündung, gelegen war, kam schon der Knabe Kant in Berührung mit der weiten Welt.

Der Vater Johann Georg Kant, von Beruf Riernermeister, trug zu der häuslichen Atmosphäre, in der Immanuel aufwuchs, die Mentalität rechtschaffenen Handwerkertums und selbstbewußten Bürgertums bei. Die profiliere Persönlichkeit scheint die Mutter, Frau Anna Regina, geb. Reuter, gewesen zu sein, deren Vater aus Nürnberg gebürtig war. L. E. Borowski¹ erinnert sich, oft aus Kants eigenem Munde gehört zu haben: „Nie, auch nicht ein einziges Mal habe ich von meinen Eltern irgend etwas Unanständiges hören dürfen, nie etwas Unwürdiges gesehen.“ Die fromme Frau dachte im Stile des gemäßigten Pietismus. Sie gewann Verbindung mit dem pietistischen Theologen Schultz, der Professor für Theologie an der Universität und Leiter des Collegium Fridericianum war. So kam es dazu, daß der junge Kant im Jahre 1732 in diese Anstalt aufgenommen wurde, die er bis 1740 besuchte, um dann zur Universität zu gehen.

Der Biograph Jachmann bezeugt, daß Kant die pietistische Erziehung im Elternhaus und in der Schule „als Schutzwehr

¹ Immanuel Kant, Ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski, hrsg. von Alfons Hoffmann, Halle 1902, S. 153.

für Herz und Sitten gegen lasterhafte Eindrücke“ gerühmt habe. Manche Stellen seiner Religionsphilosophie allerdings scheinen Kritik an extremen Formen dieser religiösen Gedankenrichtung und Frömmigkeit zu üben. Bei Jachmann² wird die Vermutung geäußert, daß Kant als Knabe zerstreut und vergeßlich gewesen sei. Kant selbst habe ihm erzählt, daß er sich einmal auf dem Wege nach der Schule auf der Straße mit seinen Schulkameraden in ein Spiel eingelassen, dabei seine Bücher abgelegt und ihr Fehlen erst vermißt habe, als er in der Schule zu ihrem Gebrauch aufgefordert wurde. Dagegen wirft folgende Geschichte ein scharfes Licht darauf, wie der für das ganze Leben Kants maßgebende Zug planmäßigen, beherrschten und von der Vernunft geleiteten Verhaltens schon sehr früh sichtbar wird. Er habe als Knabe einmal auf einem Baumstamm balanciert, der quer über einem mit Wasser gefüllten breiten Graben lag. Bald jedoch fing der Stamm unter den Füßen Kants an, sich zu rollen: ihn selbst überkam zudem noch Schwindel. Weder Stehenbleiben noch Umkehren konnte helfen. Kant meisterte die Situation, indem er genau in der Richtung des Stammes einen festen Punkt am Rande des Grabens scharf ins Auge faßte und, ohne den Blick abzulenken, den Stamm entlang auf den fixierten Punkt des Ufers hinlief, den er auch erreichte.

Der Altphilologe Heydenreich verstand es, den Gymnasiasten zu einem begeisterten Studium der römischen Klassiker anzuregen. Es ist wahrscheinlich, daß Kant in dieser Zeit den Grund für seine in seinen späteren Schriften so sichtbar werdende Kenntnis besonders des Lucrez gelegt hat³.

Auf der Universität war es besonders Martin Knutzen, dessen Unterricht in Philosophie und Mathematik auf den

² A. a. O., S. 7.

³ Lucrez, *De rerum natura*.

Studenten größten Eindruck gemacht hat. Außerdem hörte er Physik bei Teske, Dogmatik bei seinem ehemaligen Gymnasialdirektor Schultz. Es wird berichtet, daß sich Kant Freunden gegenüber nie über seinen Studienplan geäußert habe. Soviel sei gewiß, daß er auf der Universität vorzüglich „humaniora“ studierte und sich keiner positiven Wissenschaft ausschließlich widmete⁴.

Nach Abschluß des Universitäts-Studiums folgten einige Jahre, in denen er auf dem Lande vor allem in adligen Familien Hauslehrerpflichten übernahm. Biograph L. E. Borowski bemerkt, daß schon in dieser Zeit „in seinem Kopfe die Grundlinien zu so manchen Untersuchungen gezogen, manches auch beinahe vollständig ausgearbeitet“ worden sei, womit er von 1754 an zur „Überraschung vieler, die das von ihm wenigstens nicht in dem Maße erwartet hatten, auf einmal und schnell nacheinander hervortrat“⁵. Aber Kant zog es an die Universität zurück. Dort wurde er am 12. Juni 1755 öffentlich promoviert. Die nach damaliger Sitte zu haltende lateinische Rede, die Kant nach dem Promotionsakt hielt, hatte den Titel: „Vom leichteren und vom gründlicheren Vortrage der Philosophie“. Es wird überliefert, daß das aus angesehenen und gelehrten Männern Königsbergs bestehende Auditorium durch ausgezeichnete Stille und Aufmerksamkeit der Rede Kants große Achtung schenkte. Nach der Disputation am 27. September desselben Jahres begann Kant Vorlesungen über Logik nach Meier, über Metaphysik zuerst nach Baumeister, dann „nach dem gründlicheren, aber schwereren Baumgarten, — über Physik nach Eberhardt und über Mathematik nach Wolf zu halten“⁶. Zu der Unterweisung, die Kant seinen Schülern er-

⁴ A. a. O., S. 9.

⁵ A. a. O., S. 157 f.

⁶ A. a. O., S. 159.

teilte, gehörten auch Disputierübungen. Weiterhin kamen in den folgenden Jahren noch Vorträge über Naturrecht, Moral, natürliche Theologie sowie Anthropologie und physische Geographie hinzu. Trotz des großen Ansehens, welches Kant an der Universität und in der Stadt genoß, blieb er doch 15 Jahre hindurch Magister, ohne zum Professor aufsteigen zu können. Sein Versuch, nach Knutzens Tod (April 1756) die freigewordene außerordentliche Professur für Philosophie zu erhalten, war erfolglos. Auch um eine im folgenden Jahre freigewordene Professur für Logik und Metaphysik bemühte er sich vergebens. Borowski bemerkt zu solchen Vorgängen: Kant, „der den Schickungen gern ihren Gang ließ, — der so wenig Mäzenaten suchte, daß ihm nicht einmal der Name des damaligen Oberprokurators der preußischen Universitäten bekannt war, — der weder nach Berlin hin korrespondierte, noch seine Schriften etwaigen Gönnern dedizierte, kurz, der jeden Schleichweg seiner unwürdig erachtete, auf dem er einen anderen hätte verdrängen können, blieb ganz ruhig in seiner Lage und wirkte durch Vorlesungen und Schriften weiter fort“⁷. Als im Jahre 1764 eine Professur für Dichtung vakant wurde, wurde Kant für ihre Wiederbesetzung von der preußischen Regierung ins Auge gefaßt. Kant lehnte ab: er sah es doch wohl nicht als seine Sache an, für königliche Krönungsfeste und Geburtstage des Königs Carmina zu verfassen. Im Jahre 1766 nahm er die ihm ohne sein Gesuch erteilte zweite Aufseherstelle bei der Königlichen Bibliothek an, um dadurch „einiges, wie wohl nur geringes fixiertes Gehalt“ zu bekommen. Dieser Stelle entsagte er im Jahre 1772, weil sie, wie Borowski bemerkt, „für ihn zu zerstreuend und das ewige Einerlei bei dem Vorweisen der Seltenheiten dieser Bibliothek an bloß neugierige, oft gar

⁷ A. a. O., S. 160 f.

nicht wißbegierige Menschen für ihn belästigend war"⁸. Als im Jahre 1770 die mathematische Professur neu zu besetzen war, gab man sie dem bisherigen Lehrer der Logik und Metaphysik. Die dadurch freigewordene philosophische Professur erhielt endlich Kant.

Kant wurde mehrmals Dekan seiner Fakultät und war zweimal Rektor (1786 und 1788). Während seines ersten Rektorats kam auf ihn die Pflicht zu, den König Friedrich Wilhelm II. während seines Besuches im Namen der Universität anzureden. Der König habe Kants Begrüßungsansprache auf eine Art erwidert, die „dem Philosophen sowohl als ihm selbst Ehre machten“⁹. Bald darauf erhielt Kant ohne sein Ansuchen aus dem Fonds des Oberschulkollegiums eine beträchtliche Zulage zu seinem bisherigen Gehalt (220 Taler). Borowski macht im Ganzen zum Lebenslauf Kants die Bemerkung: „Wenn auf diesen Blättern der Leser irgend etwas Hervorstechendes, Unerwartetes gesucht hat, so darf er sich ja nur selbst bescheiden, da hier nichts anderes gegeben werden sollte, als Kants Leben — und dieses hatte nun einmal, wie bei den Universitätslehrern gewöhnlich, einen einförmigeren Gang, als das Leben z. B. der Kaufleute.“¹⁰

Im Jahre 1792 wurde Kant in einen Konflikt verwickelt, der bei einer weniger überlegenen und vernünftigen Natur, als Kant sie war, zu schwerer Verbitterung hätte führen können. Im April dieses Jahres war seine erste religionsphilosophische Schrift: „Vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur“ in der Berlinischen Monatsschrift (hrsg. v. Biester) erschienen. Der gleich darauf für den Druck vorgesehenen folgenden Abhandlung: „Vom Kampf

⁸ A. a. O., S. 161. Ich zitiere vielfach seine zeitgenössischen Biographen, weil ich vermute, daß ihre Diktion durch die Erzählungen, die Kant ihnen selbst zuteil werden ließ, bestimmt ist.

⁹ A. a. O., S. 163.

¹⁰ A. a. O., S. 164.

des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen" wurde jedoch das Imprimatur von der Zensurbehörde verweigert. Kant ließ sich nicht irre machen, auch als ein Protest Biesters zurückgewiesen worden war. Er entschloß sich, die vier religionsphilosophischen Abhandlungen, die fertig vorlagen, auf eigene Verantwortung in einem Sammelband zu veröffentlichen. Da er bewußt in der Rolle des Gelehrten und Philosophen auftrat, konnte für ihn nur die Zensur der philosophischen Fakultät Geltung haben, nachdem die von ihm angefragte theologische Fakultät in Königsberg von einer Zensur keinen Gebrauch machte. Nachdem die philosophische Fakultät das Imprimatur erteilt hatte, erschienen die Aufsätze unter dem Titel „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793). In der vom 12. Oktober 1794 datierten Kabinettsorder (Unterschrift Wöllner) wird Kant gemäßregelt. In seinem Nachlaß befindet sich ein Zettel, auf dem er zu dem Vorgang, den er in seinem 70. Lebensjahre erleben mußte, folgende Devise festhielt: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig, aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Untertanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“

Seit 1794 zog sich Kant allmählich von der Vorlesungstätigkeit zurück. Seine letzte Vorlesung im Sommer 1796 hatte Logik und physische Geographie zum Gegenstand. Die letzten Jahre bieten das Bild eines mit Würde und Souveränität getragenen allmählichen Absterbens der geistigen und leiblichen Kräfte. Dem Leser der Fragmente seines „Opus postumum“ bietet sich das erschütternde Schauspiel, daß hier ein großer philosophischer Genius neue Aufgaben sieht, zu deren Erfüllung ihm aber die Kräfte versagen. E. A. Ch. Wasianski, Freund Kants in den

letzten Jahren und fürsorglicher Pfleger bis zur letzten Stunde, berichtet über dieses Verlöschen. Aber es gab in dieser letzten Zeit große Augenblicke. Neun Tage vor seinem Tode z. B. erwartete Kant seinen Arzt stehend und blieb auch während der Begrüßung stehen. Wasianski berichtet: „Der Arzt bittet ihn, sich zu setzen. Kant zaudert verlegen und unruhig. Ich war mit seiner Denkungsart zu bekannt, als daß ich mich in der eigentlichen Ursache dieses Zögerns hätte irren sollen, weshalb Kant seine ermüdende und ihn schwächende Stellung nicht änderte. Ich machte den Arzt auf die wahre Ursache, nämlich die feine Denkungsart und das artige Benehmen Kants aufmerksam und gab ihm die Versicherung, daß Kant sich sofort setzen würde, wenn er als Fremder nur erst würde Platz genommen haben. Der Arzt schien diesen Grund zu bezweifeln, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt und fast zu Tränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen“. Am 11. Februar sei sein letztes Wort zu hören gewesen: „Es ist gut.“ In Worten, die dem Vorgang würdig sind, berichtet Wasianski: „Den 12. um $\frac{3}{4}$ auf 4 Morgens legte er sich gleichsam zum nahe bevorstehenden großen Akte seines Todes zurecht und gab seinem Körper eine völlig regelmäßige Lage, in der er bis zum Tode unverrückt liegen blieb.“¹¹

Persönlichkeit

Von Heinrich Heine stammt das Wort: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, da erschuf sie Goethe.“ Man

¹¹ A. a. O., S. 425.

könnte, die Aussage variierend, sagen: die Natur wollte wissen, wie Vernunft aussieht, da erschuf sie Kant. Es soll freilich nicht nur an jene Erscheinungsform der Vernunft gedacht werden, für welche strenge Regel, Planung des Lebens und unerbittliche Konsequenz allein maßgebend sind. Man würde Kant einseitig beurteilen, wenn man für das Bild von ihm Anekdoten wie etwa die bestimmend sein ließe, derzufolge die Königsberger ihre Uhren nach ihm gerichtet haben. Es ist richtig, daß sich Kant, der infolge seiner physischen Gebrechlichkeit mit seinen Kräften haushielt und haushalten mußte, an eine feste Ordnung hielt. Um 5 Uhr ließ er sich von seinem Diener, der ein ausgedienter Soldat war, mit dem Ruf: „Es ist Zeit!“ wecken. Dann bereitete er sich auf seine Vorlesung vor, die er anfangs auf vier bis fünf Stunden täglich ausdehnte. Später las er viermal in der Woche von 7 bis 9 Uhr, zweimal (mittwochs und sonnabends) von 8 bis 10 Uhr. Dazu kam noch ein Repetitorium am Sonnabend von 7 bis 8 Uhr. Nach den Vorlesungen arbeitete er bis 1 Uhr: in dieser Zeit formulierte er seine Schriften.

Aber im weiteren Verlauf des Tages traten Züge freier Menschlichkeit zum Vorschein. So war die Mittagsmahlzeit für ihn Gelegenheit zu ausgedehnter geselliger Unterhaltung. Er suchte den Umgang mit gebildeten Männern mit gesundem Menschenverstand, die einen guten Blick für die Wirklichkeit hatten. Er war ein berühmter und gesuchter Künstler der Unterhaltung. Jachmann berichtet, daß die Unterhaltung an seinem Tische im ganzen derjenigen in anderen Gesellschaften gliche, „nur daß in den Gesprächen bei ihm noch mehr Vertraulichkeit und Offenheit herrschten. Hier sprach noch mehr das Herz mit; hier unterhielt sich der große Mann über seine und seiner Freunde Angelegenheiten.“¹² Auch habe er gesellige Einfühlungsgabe

¹² A. a. O., S. 102.

besessen, durch die er sich besonders auch in der Gesellschaft gebildeter Frauen auszeichnete. Als Beispiel seiner reichen Gefühlswelt, die sich zusammen mit dem anderen Pole seiner Vernunft, dem Bedürfnis nach System und Planung, zum Ganzen einer großen freien Persönlichkeit verband, mag auch seine unerschütterliche Liebe zu seiner Vaterstadt Königsberg genannt werden. Trotz verschiedener Rufe (Jena, Erlangen, Mitau, Halle) blieb er Königsberg treu.

Kant schätzte nicht Gelehrsamkeit an den Menschen seiner Umgebung, sondern gesunden Menschenverstand und einen unbefangenen Blick für die Wirklichkeit. An Frauen gefielen ihm Züge der Natürlichkeit, Heiterkeit, Häuslichkeit und „die mit der Häuslichkeit gewöhnlich verknüpfte tätige Aufsicht über das Haus- und Küchenwesen“ (Borowski). Er vermied es, sich mit Frauen über gelehrte Themen zu unterhalten und zog Gespräche über die Zubereitung von Speisen vor, worin er eine große Kenntnis hatte. Eine Frau schrieb über ihn folgende Sätze, nachdem die Nachricht von seinem Tode zu ihr gekommen war: „...ich kenne ihn durch seine Schriften nicht, weil seine metaphysische Spekulation über den Horizont meines Fassungsvermögens ging. — Aber schöne geistvolle Unterhaltungen danke ich dem interessanten, persönlichen Umgange dieses berühmten Mannes; täglich sprach ich diesen liebenswürdigen Gesellschafter in dem Hause meines Veters, des Reichsgrafen von Kaiserlingk zu Königsberg. Kant war der dreissigjährige Freund dieses Hauses und liebte den Umgang der verstorbenen Reichsgräfin, die eine sehr geistreiche Frau war. Oft sah ich ihn da so liebenswürdig unterhaltend, dass man niemals den tiefen, abstrakten Denker in ihm geahnt hätte, der eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachte... Anmutsvoller Witz stand ihm zu Gebote und bisweilen war sein Gespräch mit leicht-

ter Satire gewürzt, die er immer mit der trockensten Miene anspruchslos hervorbrachte¹³.

Es gibt viele Berichte über hilfsbereites Verhalten Kants, besonders Schülern und aufstrebenden jungen Leuten gegenüber. Im Jahre 1791 kam z. B. Fichte, der damals in großer Not war, mit seinem ersten Manuskript mit dem Titel „Versuch einer Kritik aller Offenbarung“ zu Kant nach Königsberg, um dessen Mitwirkung bei der Drucklegung zu erbitten. Nach dem Bericht Borowskis versprach ihm Kant gerne zu tun, was möglich wäre. „In der Abendstunde desselben Tages begegnete mir Kant auf einem Spaziergange. Das erste Wort an mich war: ‚Sie müssen mir helfen, recht geschwind helfen, um einem jungen brotlosen Manne — Namen und auch Geld zu schaffen. Ihr Schwager (Hartung, der Buchhändler) muß gewonnen werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handschrift, die ich noch heute zuschicke, durchgelesen, daß er sie verlege usf.‘ — Ich nahm das alles gern auf mich und ganz ungewöhnlich erfreut sah ich ihn, als alle seine und Fichtes Wünsche... erfüllt wurden.“¹⁴

Es war Kants Meinung, daß dem Umgang zwischen Menschen die Grazie nicht fehlen dürfe. Er bekannte sich zu dem Lebensstil, den man als „Urbanität“ bezeichnet. Er zog dieses Wort dem Namen „Höflichkeit“ vor, da letztere eigentlich nur Hofmanieren in Worten und Gebärden bedeute.

Kants künstlerische Erfahrungen lagen vor allem auf dem Bereich der Poesie. Von den neueren Werken machte Miltons Verlorenes Paradies auf ihn großen Eindruck. Aus Pope wählte er Mottos zu seinen Schriften. Von den deutschen Dichtern schätzte er Haller besonders, den er größtenteils auswendig konnte. Auch Wieland schätzte er.

¹³ A. a. O., S. 237: Borowski zitiert hier Worte Frau von der Reckes.

¹⁴ A. a. O., S. 225 f.

Eine besondere Vorliebe hegte er für die Satire, weshalb er in seinen letzten Jahren Lichtenberg hoch schätzen lernte. Fremd war ihm jeder dionysische Einschlag in der Kunst, weshalb er auch zur Musik kaum ein Verhältnis gewann: er hielt sie lediglich für „unschuldige Sinnenslust“¹⁵.

Ein Wort ist noch über Kant als Lehrer zu sagen. Sein Vortrag sei gründlich, freimütig und angenehm gewesen. Allerdings habe er von seinen Hörern große Aufmerksamkeit verlangt. Dem Nachschreiben sei er nicht hold gewesen: es habe ihn der Gedanke gestört, daß oft Wichtiges übergangen und Unwichtigeres festgehalten werde. Seine auch Schülern gegenüber oft zum Ausdruck gebrachte Devise bestand darin, nicht Philosophie, sondern Philosophieren zu lehren: er wolle nicht Gedanken bloß zum „Nachsprechen“ mitteilen, sondern zum Mitdenken auffordern. Immer wieder hörte man aus seinem Munde Ausdrücke wie: Selbstdenken — Selbstforschen — auf eigenen Füßen stehen.

Zur Vervollständigung des Bildes seiner Persönlichkeit mag hier die berühmte Skizze seines Schülers Herder, der ihn zu Beginn der 60er Jahre gehört hat, wiedergegeben werden: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mir ein wahrer Lehrer der Humanität war. Damals in seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings; seine offene zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit

¹⁵ A. a. O., S. 255. Borowski berichtet, daß Kant ihn als 16jährigen ermahnt habe, sich der Musik nicht hinzugeben, weil viel Zeit zur Erlernung und noch mehr zur Übung erfordert werde, die beim Studium „ernsthafter Wissenschaften“ verloren ginge.

eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Kepplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen Emile und seine Heloise sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf den moralischen Wert des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Name — Ehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir.“¹⁶

I. Der Weg zur Kritik der reinen Vernunft Versuch einer Strukturanalyse

A. Gott, Natur, Vernunft

1. Dialektisch-dialogische Vernunft

Die ersten Themen Kants gehören zum Bereich der Philosophie der Natur: Den metaphysischen Rahmen geben die Fragen nach dem Bezug zwischen Gott, Vernunft und Natur ab. Kant folgt Leibniz, wenn er die philosophische Aufgabe stellt, den „Grund“ der natürlichen Erscheinungen

¹⁶ Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, Ausgabe Suphan, Bd. 17, S. 403 bzw. Bd. 18, S. 324.

und der Wissenschaft von ihnen zu erkennen. In diesem Zusammenhang war bei Leibniz der Begriff der Kraft maßgebend geworden. Der Titel von Kants erster Schrift lautet: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte...“¹⁷. Die Schrift wurde im Jahre 1747 in Druck gegeben. Kant befand sich damals im 23. Lebensjahr. Was es mit dem Inhalt dieser Schrift auf sich hat, die sich mit dem Begriff der „Kräfte“ und ihrer Messung („Schätzung“) befaßt, wird im folgenden darzustellen sein. Bevor aber das Gegenständliche daran zu Worte kommen soll, mag die dialektische Erörterung interpretiert werden, die Kant in der Vorrede dieses Werkes anstellt. Die Bedeutung des Wortes dialektisch wird in ihrem ganzen Umfang späterhin klar werden: hier wird sie zunächst vom Dialog zwischen streitenden Partnern her ins Auge gefaßt werden. Kant schaltet sich selbst in einen Dialog über das Kräftemaß ein; dabei kommt ihm auch der subjektive Stand zum Bewußtsein, den er der Wahrheit und denen gegenüber behauptet, die bisher die Wahrheit darzustellen beansprucht haben. Es handelt sich um ein Dokument der sich ihrer selbst bewußt werdenden Subjektivität, in welchem sich der junge Philosoph aufklärerisch die Devise gibt, die er später auf die Formel gebracht hat: *sapere aude*, habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.

„Nunmehr kann man es kühnlich wagen das Ansehen der *Newtons* und *Leibnize* für nichts zu achten, wenn es sich der Entdeckung der Wahrheit entgegen setzen sollte, und keinen andern Überredungen als dem Zuge des Verstandes

¹⁷ Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibniz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, nebst einigen vorhergehenden Betrachtungen, welche die Kraft der Körper überhaupt betreffen (1747), in: I, S. 1–181. — Die Zitierung geschieht durchgehend nach der Akademieausgabe [Bandzahl, Seite]: Kants gesammelte Schriften, hrsg. v. der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1910 ff.

zu gehorchen.“¹⁸ Wenn er sich gegen die Meinungen großer Denker wende, dann wolle er diese selbst als Richter seiner Gedanken anrufen: auch wenn er ihnen widerspreche. So versetzt er sich in einen Dialog mit ihnen. In den Überlegungen spielt ungenannt die platonisch-sokratische Voraussetzung mit, daß man zwischen der subjektiven Meinung, die man hat, und dem Anspruch der Vernunft, die ebenso in uns ihre Stimme erhebt, unterscheiden müsse: Meinung ist einzeln und privat, aber Vernunft ist das Gemeinsame, Allgemeine; sie gibt das Richtmaß für Wahrheit oder Unwahrheit der Meinungen ab. Es dürfe nicht dahin kommen, daß Meinung gegen Meinung ausgespielt werde, vielmehr sollen alle Meinungen am gemeinsamen Richtmaß der allgemeinen Vernunft gemessen werden. Kant bringt die Sprache auf die antike Gestalt des Timoleon. Dieser sei einstmals vor Gericht gefordert worden. „Die Richter entrüsteten sich über die Vermessenheit seiner Ankläger. Allein Timoleon betrachtete diesen Zufall ganz anders. Ein solches Unternehmen konnte einem Manne nicht mißfallen, der sein ganzes Vergnügen darin setzte, sein Vaterland in der vollkommensten Freiheit zu sehen. Er beschützte diejenige, die sich ihrer Freiheit sogar wider ihn selber bedienten. ... Nach so großen Bemühungen, die sich die größten Männer um die Freiheit des menschlichen Verstandes gegeben haben, sollte man da wohl Ursache haben zu befürchten, daß ihnen der Erfolg derselben mißfallen werde?“¹⁹ Die Rede vom Richterstuhl der Vernunft wird in der Kritik der reinen Vernunft eine große Rolle spielen.

Das „Vorurtheil ist recht für den Menschen gemacht, es thut der Bequemlichkeit und der Eigenliebe Vorschub, zweien Eigenschaften, die man nicht ohne die Menschheit

¹⁸ A. a. O., S. 7.

¹⁹ A. a. O., S. 8.

ablegt"²⁰. Solange die Eitelkeit im menschlichen Gemüt mächtig sei, werde sich auch das Vorurteil erhalten, d. h. es wird niemals aufhören. Vorurteil ist Meinung statt Wissen, private Ansicht statt Standpunkt im dialogischen Zusammenspiel.

Diese Überlegungen enthalten Andeutungen der späteren Philosophie der Subjektivität und der Theorie der allgemeinen Vernunft, die sich gegenüber den privaten Urteilen und Vorurteilen zu behaupten habe. Sie führen zur Dialektik und zu der Aufgabe der Selbstprüfung der Vernunft. „Ich werde in dem Verfolg dieser Abhandlung kein Bedenken tragen, den Satz eines noch so berühmten Mannes freimüthig zu verwerfen, wenn er sich meinem Verstande als falsch darstellt. Diese Freiheit wird mir sehr verhaßte Folgen zuziehen.“²¹ Der Weg zur Wahrheit müsse durch Irrtümer hindurchgehen: aber er führe nur dann zu echten Einsichten, wenn man bei den Irrtümern nicht eigensinnig und eitel festhalte, sondern sich selbst dauernd vor dem eigenen, besseren Wissen verantworte. „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern ihn fortzusetzen.“²² Damit will Kant natürlich nicht sagen, daß er schon genau weiß, wann er die Kritik der reinen Vernunft oder die Metaphysik der Sitten schreiben wird. Wäre dergleichen möglich, so gäbe es keine Entwicklung; dann wäre auch die Metapher von der Bahn, der Kant folgen will, und von dem Lauf, den er anzutreten gedenkt, unsinnig. Denn dann wäre er schon gleich am Ende und bliebe dabei, statt Entwicklung zu sein. Das Denken wäre ein Ausruhen bei einem schon immer feststehenden und gültigen System von Sätzen. Das bedeutete einen Widerspruch gegen die von

²⁰ A. a. O., S. 8 f.

²¹ A. a. O., S. 9.

²² A. a. O., S. 10.

Kant in seiner ganzen Denkgeschichte durchgehaltene These, derzufolge das Suchen, Forschen (zetetisches Verfahren), das Prinzip von Bewegung und Entwicklung dem Behaupten fester Sätze, d. h. dem dogmatischen Verfahren, vorherzugehen habe.

Der große spätere Gedanke Kants, daß die wahren und auch die falschen Aussagen individueller Forscher durch die alles umfassende, gemeinsame Vernunft herausgefordert seien, klingt schon jetzt in dem Satze an: „Wenn wir neben den größten Entdeckungen offenbare Irrthümer antreffen: so ist dieses nicht sowohl ein Fehler des Menschen, als vielmehr der Menschheit; und man würde dieser in der Person der Gelehrten gar zu viel Ehre anthun, wenn man sie von denselben gänzlich ausnehmen wollte.“²³ Der Irrtum wird, wo er auftritt, durch Vernunft selbst nahegelegt. Gerade deswegen aber ist es Sache der Philosophie, einen Weg auch vom Stande der menschlichen Subjektivität aus zu finden, der sich am Richtmaß allgemeiner Vernunft orientiert.

2. Die objektive Erörterung des Kräftemaßes: Begriff der Metaphysik

Kant hat sich vorgenommen, einen Streit zu schlichten, der zwischen Leibniz und den Cartesianern über das wahre Maß der Kraft ausgebrochen war. Es war für die Grundlegung der Naturwissenschaft von entscheidender Wichtigkeit, dem Begriff der Kraft ein Heimatrecht im Bereich des physikalischen Denkens zu verschaffen. Dazu war die Voraussetzung, daß man eine Methode des Messens der Kräfte entwickelte: daß man Kräfte durch Zahlen ausdrücken und so verschiedene Kräfte miteinander vergleichen konnte. Kraft muß ebenso wie Strecke, Zeit, wie Gewicht, Wärme, Elektrizität meßbar gemacht werden, um

²³ A. a. O., S. 12.

physikalisch definierbar zu sein und als Gegenstand der Wissenschaft anerkannt werden zu können. Descartes hatte behauptet, daß man als Einheit, welche der Messung der Kräfte dienen sollte, $m \cdot v$ wählen müsse²⁴. Leibniz erklärte dagegen, diese Einheit müsse heißen: $m \cdot v^2$. Dieser Unterschied der beiden Denker geht auf tiefe philosophische Differenzen zurück. Würde man ihn nur als Unterschied physikalischer Behauptungen und Aussagen deuten, dann wäre er uninteressant, zumal sich unterdessen längst herausgestellt hat, daß beide Weisen der Kraftmessung physikalisch möglich und gleichberechtigt²⁵ sind. Voraussetzung ist dabei, daß man sich der Fragestellung bewußt ist: Man kann Kraft als die Fähigkeit messen, Geschwindigkeit mitzuteilen, wobei der Impuls in Frage kommt ($m \cdot v$), oder man kann sie durch die Quantität der geleisteten Arbeit messen.

Descartes hat die geometrische Perspektive als maßgebend auch für die Geschehnisse in der Natur sowie für die Bestimmung der Körpergestalten und ihrer Bewegungen angenommen. Seine berühmte These, daß die „Ausdehnung“, als geometrisch-figürliche Bestimmung verstanden, das Wesen der Körper ausmache, steht im Einklang mit seiner Kräfte- und Bewegungslehre. Bewegung komme nur durch Anstoß eines harten Körpers an einen anderen harten Körper zustande: die Ursache eines Bewegungsanstosses heißt Kraft. Leibniz setzt sich mit den Konsequenzen dieser Voraussetzung auseinander²⁶. Seine philosophische Auffassung von Kraft geht im Unterschied zu Descartes dahin: Kraft wirkt nicht als äußerer Anstoß, sondern als in jedem Körper selbständig bewegendes Moment. Seine physikalische Überlegung ist demgemäß folgende: es ist das gleiche Maß an Kraft notwendig, um eine Masse von 1 Pfund 4 Meter hoch zu heben, wie es zur

²⁴ Bekanntlich bedeutet: m die Masse, v die Geschwindigkeit ($v = \frac{s}{t}$, wobei s die Strecke, t die Zeit bedeutet).

²⁵ Vgl. D'Alembert, *Traité de dynamique* (1743), Vorrede; E. Mach, *Die Mechanik in ihrer Entwicklung*, 9. Aufl. Leipzig 1933, S. 247, 341 ff.

²⁶ Die Philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz, hrsg. v. C. J. Gerhardt, IV. Bd. (Berlin 1880), S. 370 ff.

Arbeitsleistung erfordert wird, eine Masse von 4 Pfund 1 Meter hoch zu heben. Das von Descartes vorgeschlagene Kraftmaß werde dieser Tatsache nicht gerecht. Man müsse überlegen, daß der 4pfündige, 1 Meter fallende Körper, wenn er unten ankommt, dasselbe Kraftquantum wie der 1pfündige Körper habe, der 4 Meter fällt. Aus der Bewegungsgleichung Galileis aber folgt, daß der aus einer Höhe von 4 Metern fallende Körper die doppelte Geschwindigkeit erlangt, wie der andere, der nur einen Meter fällt. Das ergibt für die cartesische Kraftmessung für den ersten Körper $m_1 \cdot v_1 = 2$, für den anderen $m_2 \cdot v_2 = 4$. Dieses Kraftmaß ergibt zwei verschiedene Resultate, entgegen der angestellten Überlegung zur Gleichheit des Kraftquantums beider. Aber legt man das Maß: $m \cdot v^2$ zugrunde, dann kommt das richtige Resultat zustande. Denn im ersten Fall ergibt sich dann das Produkt: $m_1 \cdot v_1^2 = k_1$ ($m_1 = 1$, $v_1^2 = 4$, $k_1 = 4$), im zweiten Falle entsprechend: $m_2 \cdot v_2^2 = k_2$ ($m_2 = 4$, $v_2^2 = 1$, $k_2 = 4$). Also ergibt sich: $k_1 = k_2$, wodurch die Gleichheit des Kraftquantums erwiesen ist. Es mögen nun die philosophischen Hintergründe dieser vordergründig als physikalisch sich gebärdenden Überlegungen betrachtet werden.

Kant spricht in der Kräfteschrift in der Rolle des Metaphysikers, nicht des Physikers oder Mathematikers. Er faßt den Begriff der Kraft philosophisch, wenn er erklärt, daß sie nicht als geometrische Figur faßbar sei, weil sie eher dem Punkte gleiche, aus dem die Bewegung der Ausdehnung geschieht, deren Produkte der Raum und seine Gebilde sind. Mit dieser Bewegung der Ausdehnung ist nach Kantischen Voraussetzungen die „lebendige Kraft“ in Zusammenhang zu bringen. Lebendige Kraft sei nicht berechenbar und nicht einmal in einem Kausalzusammenhang faßbar und determinierbar. Kant bezeichnet sie einmal als „zufällig“²⁷ und will damit ihre autonome, freie Natur andeuten: sie ist im Körper selbst real gegeben, nicht nur hypothetisch angenommen oder als idealer Inhalt gesetzt. Aktive, lebendige Kraft zeige sich als „Streben“, den

²⁷ „Von der wahren Schätzung . . .“, § 129, in: I, S. 151.

gegenwärtigen Bewegungszustand zu erhalten und allen Änderungseinflüssen zu begegnen. Habe ein bewegter Körper nur tote Kraft aufzuweisen, so sei in ihm kein autonomer Erhaltungstrieb der Bewegung wirksam. Die Intensität seiner Kraft hat dann die Größe eines Punktes und ist gleich Null. Im Falle der lebendigen Kraft aber sei deren intensiver Grad von Null verschieden. Sie sei nicht nur faktische Bewegung, sondern zugleich auch Streben zu deren Erhaltung, also potenzierte Bewegung. Ist die Geschwindigkeit „wie eine Linie“, das Streben der Erhaltung dieser Geschwindigkeit ebenso linear, so sei die Vereinigung beider „wie das Quadrat“. Als Kraftmaß der lebendigen spontan wirksamen Kraft erweist sich jetzt: $m \cdot v^2$: Kraft, metaphysisch verstanden, sei zugleich „Intension“²⁸. Sie ist als Bewegung des Ausdehnens zu verstehen und erweist sich als Grund der ausgedehnten, extensiven Sachen.

Leibniz vertrat auch die Auffassung, daß jede örtliche Bewegung eines Körpers durch seine eigene innere Kraft, nicht infolge eines Anstoßes von außen bewirkt werde. Wenn die mechanistischen Physiker, einschließlich Descartes, den Grund der Bewegung in einen äußeren Anstoß verlegen, anstatt ihn im Wesen der Körper und in ihrer inneren Kraft selbst zu suchen, dann verfallen sie in den Fehler, alles nur geometrisch zu begreifen und zu beschreiben. Auch die Ausdehnung des Körpers dürfe man nicht als geometrische Gegebenheit im Sinne einer starren Körperfigur auffassen, sondern müsse darin den wirkenden Ausdruck der Kraft sehen. Das richtige Maß der Kraft kann sich nach Leibniz nicht nur auf die geometrischen Bewegungsverhältnisse beziehen, sondern muß den Gesichtspunkt der Arbeitsleistung einschließen, welche dieser Kraft zu verdanken sei. So kommt philosophisch gesehen der Unterschied der physikalischen Formeln, die für das Kraftmaß vorgeschlagen werden, zustande.

²⁸ § 123, I, S. 147.

Kant folgt in dieser Streitfrage einem prinzipiellen dialektischen Verfahren, welches er auch reflektiert. Diese Reflexion setzt dialektische Gedanken der Vorrede zu dieser Schrift fort. Hier ergibt sich ein Vorblick auf künftige dialektische Gedankengänge Kants, in denen entstandene Streitfragen auf prinzipiell verschiedene Positionen der Vernunft zurückgeführt werden; dadurch wird der Streit von der Ebene der Auseinandersetzung zwischen zwei individuellen Denkern auf diejenige „der“ Vernunft selbst übertragen, so daß die beiden Kontrahenten am Ende als Wortführer allgemeiner Motive der gemeinsamen Vernunft hervorgehen. Der dialektische Standpunkt wird dann kritisch Recht und Unrecht jeder der Parteien abzuwägen und auch die vorkommenden Irrtümer als notwendige Folgen von Standpunkten zu erklären wissen. Kant geht in der Kräfteschrift so vor, daß er das Resultat beider Parteien, der Cartesischen sowohl als der Leibnizischen, anerkennt, den Widerspruch zwischen beiden zu beheben und die Vernunft mit sich selbst wieder in Einklang zu bringen sucht. Er verfährt dabei in der Weise, daß er das Cartesische Resultat vom Standpunkt der Geometrie aus als richtig erweisen will, aber Leibniz vom Gedanken der lebendigen Kräfte aus recht gibt.

Kant unterscheidet zwischen unfreien und freien Bewegungen: die freie Bewegung erhalte sich in dem Körper, dem sie mitgeteilt worden ist, weiter und daure ins Unendliche fort, wenn kein Hindernis auftrete. Dagegen beruhe die unfreie Bewegung nur auf derjenigen Kraft, die von außen her wirkt; sie verschwinde in dem Augenblick, in dem diese äußere Wirkung nicht mehr vorhanden ist. Man sieht: der erstere Fall entspricht den philosophischen Voraussetzungen von Leibniz, während der zweite Fall derjenige des Descartes ist. Geschossene Kugeln und geworfene Körper seien Beispiele der ersten Art, während für

die zweite Art der Bewegung etwa eine Kugel als Beispiel vorschwebt, die von der Hand „sachte“ fortgeschoben wird und in demselben Augenblick sofort Halt macht, wenn die Hand nicht mehr weiterschiebt. So sei der Streit so zu beurteilen, daß die Vernunft zwei verschiedene Denker ausersehen hat, jeweils Partei für eine partielle Wahrheit zu ergreifen. Kant nimmt sich selber vor, das relative Recht jeder der beiden Aussagen herzustellen und auf diese Weise eine Versöhnung der Vernunft mit sich selbst zu bewirken. „Es heißt gewissermaßen die Ehre der menschlichen Vernunft vertheidigen, wenn man sie in den verschiedenen Personen scharfsinniger Männer mit sich selber vereinigt und die Wahrheit, welche dieser ihre Gründlichkeit niemals gänzlich verfehlt, auch alsdann herausfindet, wenn sie sich gerade widersprechen.“²⁹

Nur der philosophische Hintergrund und die philosophische Methode Kants sind bedeutsam, zumal seine physikalischen Überlegungen angreifbar sind. „Es ist leicht zu erweisen, daß kein Raum und keine Ausdehnung sein würden, wenn die Substanzen keine Kraft hätten außer sich zu wirken. Denn ohne diese Kraft ist keine Verbindung, ohne diese keine Ordnung und ohne diese endlich kein Raum.“³⁰ Man sieht: bei der Charakteristik der Kraft spielen Prädikate wie „außen“ und „innen“ eine Rolle. Die Kraft ist das „Innere“ der Substanz, die sich als Bewegung und zugleich als Wirksamkeit räumlich und zeitlich ausdehnt.

Bewegung kann man mathematisch als Verhältnis von Raum und Zeit ausdrücken. Dabei aber wird nur von Geschwindigkeit, nicht von Bewegung gesprochen. Bewegung aber ist philosophisch gesehen keine Beziehung, sondern eine selbständige Sache für sich: sie ist Ausdruck substan-

²⁹ I, S. 149.

³⁰ I, S. 23. Damit sind Gedanken der Schrift über die physische Monadologie vorweggenommen (Siehe unten S. 24, 43).

tieller, innerer lebendiger Kraft. Kant scheidet kritisch die Ebenen physikalischer und metaphysischer Sprache. Bewegung und lebendige Kraft gehören nur letzterer an. Größen treten in der physikalischen Sprache als Ergebnisse von Zusammensetzungen auf; sie müssen sich aus Einheiten zusammensetzen, um meßbar zu sein. Kraft, philosophisch als selbständiges Wesen verstanden, aber ist nicht meßbar; sie ist Kontinuum, Einfaches, welches allerdings beim Übergang nach außen die Form der Zusammensetzung annimmt. Leibniz habe das Innere der Naturvorgänge zu begreifen gesucht. Dieses Innere sei der substantielle Träger der in der Natur vorkommenden Erscheinungen, der Bewegungen und figürlichen Gestalten³¹. Die innere Kraft findet in dem, was erscheinungsmäßig sichtbar und wahrnehmbar ist, ihren Ausdruck. Mag man im Bereich dieses Wahrnehmbaren auch immer Teilungen vollziehen, so können diese der Ganzheit und Einfachheit der auf dem Grunde wirkenden Kraft nichts anhaben: diese ist im Gegenteil das die Teile jederzeit zusammenhaltende unterirdische Band. Damit ist zugleich die Voraussetzung für einen besonderen Begriff von der Welt geschaffen, auf den Kant in diesem Zusammenhang zu sprechen kommt. Welt ist hiernach die „wirkliche Verbindung“ aller Dinge miteinander. Sie ist das die vereinzelter Dinge zusammenhaltende, kontinuierende, fließende Prinzip. Was sie zusammenhält, ist Kraft³² im philosophischen Verstande.

Die mathematische Sprache sei der Natur selbst nicht adäquat: sie beschreibe den Körper nicht, den sie in der Natur auffinde, sondern setze dessen Begriff selber fest, und zwar „vermittelst der Axiomatum, von denen sie fordert, daß man sie bei ihrem Körper voraussetzen müsse, welche aber so beschaffen sind, daß sie an demselben gewisse Eigenschaften nicht erlauben und ausschließen, die an dem Körper der Natur doch nothwendig anzutreffen sind: folglich ist der Körper der Mathematik ein Ding, welches von dem Körper der Natur ganz unterschieden ist, und es kann daher etwas bei jenem wahr sein, was doch

³¹ Vgl. mein Buch: Der philosophische Begriff der Bewegung, Köln-Graz 1965.

³² I, S. 22 f.

³³ I, S. 139 f.; vgl. auch S. 40 f. und S. 107.

auf diesen nicht zu ziehen ist"³³. Das bedeutet eine kritische Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Standpunkten des Denkens und Sprechens, von denen der eine als mathematischer abstrakt und postulierend auftritt, während der andere fähig ist, den realen Bestand der natürlichen Dinge zu fassen. Das metaphysische Denken begreift eine Kraft, die weder geometrisch noch arithmetisch faßbar, weil nicht ausgedehnt ist, vielmehr begründet sie erst alle Ausdehnung in einer Bewegung der Genese von Raum und Figur. Wie sich im Zuge der Begriffsbildung gezeigt hat, durch welche Galilei zu seinem Fallgesetz gekommen ist, fängt das mathematisch-physikalische Denken auch nicht die Sache, die wir als Bewegung kennen und bezeichnen, im Netz seiner Begriffe ein. Vielmehr zieht es von vornherein gewisse Faktoren heraus, die das Ganze des Begriffes der Bewegung mitbestimmen: dazu gehören Raum und Zeit, beide als meßbare Größen interpretiert. Raum und Zeit werden als Punktmannigfaltigkeiten ausgelegt, und es werden zwischen den Raumpunkten und denen der Zeit Beziehungen festgestellt, wie z. B. die der Geschwindigkeit: $v = \frac{s}{t}$. Von Bewegung selbst ist hierbei keine

Rede mehr; höchstens von Größen bzw. Quantitäten: der Geschwindigkeit, der Bewegungsquantität usw. Kant statet im Anschluß an Leibniz den metaphysischen Begriff der Kraft mit Eigenschaften aus, welche in solcher punktualisierenden und bloß beziehenden Denkart keinen Platz haben: vor allem ist es das „Intensionale“, welches er als Charakter der Kraft ansieht. Kraft als Intension ist Bewegung des Ausdehnens, die freilich niemals mathematisch faßbar ist, weil sie den Tatbestand der sichtbar erscheinenden Bewegung, z. B. eines Steines, erst herstellen muß, den sich der mathematische Physiker seinerseits in einer Art Begriffsgitter zurechtlegt. Intension charakterisiert insofern das Wesen der philosophisch verstandenen Kraft, als sie die Bewegung des kontinuierlichen Zusammenhaltens räumlicher und zeitlicher Vielheit zu einer erscheinenden Gestalt ist. Sie zeigt zwei Seiten: einerseits leistet sie Ausdehnung, andererseits hält sie räumlich-zeitliche Vielheit zur kontinuierlichen Eins-heit erscheinender Gestalten zusammen. Schon hier begegnen Andeutungen der späteren dynamischen Theorie der Materie.

Es sei zu dem falschen Grundsatz in der Naturlehre gekommen, daß keine Bewegung „in der Natur entstehe, als vermittelt einer Materie, die auch in wirklicher Bewegung ist; und daß also die Bewegung, die in einem Theile der Welt verloren gegangen, durch nichts anders, als entweder durch eine andere wirkliche Bewegung, oder die unmittelbare Hand Gottes könne hergestellt werden“. Dieser Satz, sagt Kant, habe denjenigen immer viel Ungelegenheiten gemacht, die ihm Beifall gezollt haben. Sie seien genötigt worden, „ihre Einbildungskraft mit künstlich ersonnenen Wirbeln müde zu machen, eine Hypothese auf die andere zu bauen; und an statt daß sie uns endlich zu einem solchen Plan des Weltgebäudes führen sollten, der einfach und begreiflich genug ist, um die zusammengesetzte Erscheinungen der Natur daraus herzuleiten: so verwirren sie uns mit unendlich viel seltsamen Bewegungen, die viel wunderbarer und unbegreiflicher sind, als alles dasjenige ist, zu dessen Erklärung selbige angewandt werden sollen“³⁴. Es wird hier der Gegensatz deutlich, mit dem Kant in diesem Passus operiert: auf der einen Seite stehen künstlich ersonnene Hypothesen, die aufeinandergetürmt werden, während auf der anderen Seite ein einfacher und begreiflicher Plan der Natur selbst erkennbar wird. Kant gibt dem Newtonschen: „hypotheses non fingo“ in kritischen Überlegungen seiner Frühzeit eine prinzipielle Wendung. Man gehe auf eine Physik aus, die „von vortrefflichen Proben der Scharfsinnigkeit und der Erfindungskraft voll ist, allein keinen Plan der Natur selbst und ihrer Wirkungen“ aufweise. Schließlich aber werde doch diejenige Meinung siegen, welche die Natur beschreibe, wie sie ist, d. h. einfach und ohne unendliche Umwege. Der Weg der Natur sei nur ein einziger Weg. Man müsse daher

³⁴ I, S. 60.

erst „unzählig viel Abwege versucht haben, ehe man auf denjenigen gelangen kann, welcher der wahre ist“³⁵.

Newton hatte die These vertreten: die Welt zeige sich immer wieder von Seiten Gottes, ihres großen Konstruktors, als reparaturbedürftig. So zeigen sich z. B. in der Planetenbewegung kleine Unregelmäßigkeiten, deren Ausmaß mit Wahrscheinlichkeit infolge der gegenseitigen Einwirkungen der Planeten und Kometen im Laufe der Zeit so groß werden müsse, daß ohne Korrekturen von Seiten Gottes das Ganze in völlige Unordnung kommen würde. Kant dagegen behauptet die Autarkie der Natur. Gerade die Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der Planeten wird er später in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte“ vom Jahre 1755 als Argument für Konsequenzen benutzen, die im Gegensatz zu denen Newtons auf die Selbständigkeit der Natur und auf die Unnötigkeit einer göttlichen Einwirkung hinauslaufen³⁶.

Es ist einer der charakteristischen Züge im Denken des jungen Kant, daß er im Anschluß an Leibniz jede Bedürftigkeit der Natur nach Erneuerung oder Ausbesserung von Seiten Gottes energisch bestreitet. Die Opposition gegen den auch von Newton vertretenen Gedanken einer unselbständigen und für sich nicht lebensfähigen Natur ist Tenor schon in der Kräfteschrift. Im Zusammenhang mit den Fragen um das Kraftmaß wird gegen Newton die Leibnizsche These von der Konstanz der lebendigen Kräfte in der Natur behauptet. Die Debatte um diesen Satz hat sich deswegen mit derjenigen um das Kräftemaß aufs engste verbunden, weil in der letzteren die Frage von Kräften ins Spiel kam, welche sich wie die lebendigen Kräfte stets immer erneuern und den in der Natur vor sich gehenden Energieverlust aufwiegen. Es war also der metaphysische Gedanke der lebendigen Kraft, der Leibniz und Kant veranlaßte, aus der physikalischen Erfahrung des

³⁵ I, S. 61.

³⁶ Newton, *Optice*, 4. Aufl., Lausanne u. Genf 1740, S. 322 f.

Kräftechwundes in der Natur nicht den Schluß Newtons zu ziehen, daß Gott immer wieder eingreifen müsse; sie kamen vielmehr zu dem entgegengesetzten Schluß, daß die Natur, einmal auf die Bahn ihrer Entwicklung gebracht, sich von sich aus selbständig und ohne fremde Einwirkung zu entwickeln vermöge. Der Gedanke einer autarken Natur motiviert auch Kants Interesse an der Erörterung der „freien Bewegungen“ und der „lebendigen Kräfte“ in der Natur.

Im übrigen orientiert sich Kant methodisch an Newton: er brandmarkt es, daß man künstliche Hypothesen ersinne, anstatt dem einfachen Weg der Natur zu folgen. Newton hatte sich zu der Devise: „hypotheses non fingo“ bekannt, um den wissenschaftlichen Ernst und die sachliche Bedeutung seiner Gravitationskraft zu rechtfertigen. Diese Kraft sei nicht ersonnen, so sagen auch Anhänger Newtons, sondern diene der „Beschreibung“ der sich zeigenden Tatsachen.

3. Gott und Natur: der Systemgedanke

Außer demjenigen Begriff von Metaphysik, der sich in Orientierung an Leibnizschen Gedankenwegen die Begründung der Erscheinungen durch die unausgedehnten und bloß „denkbaren“ Kräfte zur Aufgabe macht, ist auch eine Bedeutung von Metaphysik im mehr wissenschaftstheoretischen Sinne zu bedenken. Danach ist für Metaphysik das „System“ wesentlich: es handelt sich um ein System von Sätzen, von denen jeder in Abhängigkeit von einem ihm übergeordneten und ihn begründenden Satze steht und seinerseits wieder weitere Sätze begründet. Der rationale Begründungszusammenhang ist der Leitfaden, an dem die Vielheit der Sätze zu einem System zusammengebunden wird³⁷. Dabei entsteht die Frage des Fundamentes der

³⁷ Im Sinne eines systematischen Aufbaues der Metaphysik wird z. B. bei Christian Wolff zwischen *metaphysica generalis* (Ontologie) und *metaphysica specialis*, welcher die 3 Gebiete: *theologia rationalis*, *psy-*

ersten und sichersten Sätze, von denen alles übrige abhängt. Da auf diese Weise jeder Satz durch seine Vordersätze bestimmt ist, gilt er mit Notwendigkeit und kann auch als gesichertes Ergebnis behauptet werden. Daraus ergibt sich der „dogmatische“ Stil, den Metaphysik, insbesondere im Bereich der Schulphilosophie angenommen hat. „Dogmatisch“ nennt Kant das Verfahren, die Sätze der Philosophie wie unbezweifelbare und gesicherte Resultate mitzuteilen und zu lehren. Der Begriff der rationalen Metaphysik, das Programm der Schulphilosophie und der dogmatische Lehr- und Mitteilungsstil gehören aufs engste zusammen. Da das Systemprinzip maßgebend ist, präsentieren sich die metaphysischen Werke und philosophischen Kompendien dieser Zeit als Lehrbücher, die in strenger Einteilung (Paragraphen) aufgebaut sind. Kant selbst wird vom Jahre 1756 ab nach einem von ihm ausgewählten metaphysischen Kompendium, der Metaphysik von Baumgarten, Vorlesungen halten. In dem Vorlesungsprogramm, in welchem er dieses Vorhaben mitteilt, bringt er freilich auch für den philosophischen Unterricht ein dem dogmatischen Verfahren entgegengesetztes Interesse zur Geltung: die Jugend dürfe nicht nur im dogmatischen Stil philosophisch gebildet werden, vielmehr müsse sie auf den Weg des Selbstdenkens durch „zetetisches“ Verfahren, d. i. in suchender und prüfender Darstellung, gebracht werden. In diesem Zusammenhang wird der berühmte Satz fallen, daß die akademische Jugend nicht Philosophie, sondern philosophieren lernen sollte^{37a}.

Kants nächste größere Schrift verfolgt den Gedanken der sich nach eigentümlichen Gesetzen autark entwickelnden

chologia rationalis und cosmologia rationalis angehören, unterschieden. Christian Wolff (1679–1754) hat die Leibniz'sche Philosophie auf die Sprache des Schulsystems gebracht. Insbesondere in den Titeln seiner deutschen Schriften kommt der Vernunft- und System-Anspruch des metaphysischen Denkens durch ständig neue Berufung auf „vernünftige Gedanken . . .“ zum Ausdruck. Es wäre von hohem Interesse für die Philosophie, bei Wolff, G. I. Meier und anderen an der Gründung der deutschen Philosophensprache beteiligten Denkern einschließlich Kant an mehreren charakteristischen Termini den Übersetzungsprozeß vor allem in lateinischer Sprache etablierter philosophischer Wörter der Scholastik in die damals entstehende deutsche Gelehrtensprache, in der dann auch Kant das Wort ergreift, zu verfolgen.

^{37a} Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre von 1765–1766, in: II, S. 303–314.

Natur weiter im Zeichen einer Kosmogonie³⁸. Er unternimmt es, den Aufbau und die Entwicklung des „Weltgebäudes“ nach „allgemeinen“ und inneren natürlichen Gesetzen zu verfolgen. Das könne freilich für das religiöse Bewußtsein anstößig werden: denn man könne denken, daß eine sich aus sich selbst heraus entwickelnde Natur, die eine auf dem modernen Gesetzesbegriff beruhende Erneuerung des antiken Physisprinzips darstellt („Epikur lebt mitten unter uns wieder auf“), Gott überflüssig macht. Kant argumentiert: im Gegenteil sei die Annahme, daß die Natur von Anfang an schlecht verfaßt sei, ein Argument für den Atheisten, weil sie die Unfähigkeit und Ohnmacht Gottes einschließt. Eine als stark angenommene Natur dagegen sei Symptom für einen starken Schöpfer. Die Argumente, die der Sachwalter des religiösen Glaubens vorbringt, seien zwar freilich nicht von der Hand zu weisen. Es komme diesem mehr auf die Anerkennung der Macht und Unbegreiflichkeit Gottes an als darauf, daß Gott auch ein vernünftiges Wesen sei.

Kants These ist, daß sich die Verteidiger der Religion der Gründe, die für eine Existenz Gottes sprechen, auf eine schlechte Art bedienen und dadurch den Streit mit den Naturalisten verewigen, „indem sie ohne Noth denselben eine schwache Seite darbieten“³⁹. Unter „Naturalisten“ versteht er diejenigen Naturforscher und Philosophen, welche für das Begreifen der Natur der Hypothese „Gott“ entbehren zu können erklären. Einerseits suche man auf religiöser Seite die Natur als das Werk Gottes mit allen möglichen Prädikaten zu rühmen, andererseits wieder möchte man sie dann doch wieder verkleinern. Einerseits

³⁸ Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt (1755), in: I, S. 215—368.

³⁹ I, S. 222.

soll die Natur alle möglichen Vollkommenheiten, Zweckmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten aufweisen, andererseits aber soll sie sich als ein dem Ordnungswillen Gottes „widerwärtiges Subject“ erweisen. Diese Inkonsequenz ist für die philosophische Vernunft untragbar. Es ist ein in der „Allgemeinen Naturgeschichte“ mannigfach variiertes Grundthema Kants, daß die allgemeinen Wirkungsgesetze der Materie, welche Gott in der Natur angelegt hat, den Plan „von selber zu erfüllen trachten“, den die höchste Weisheit sich vorgesetzt habe.

Kant charakterisiert die philosophischen Prinzipien, nach denen er das Verhältnis von Gott und Natur beurteilt, so, daß er von einem „natürlichen Betragen“ spricht, welches die „nach ihren allgemeinsten Gesetzen sich bestimmende Materie“ zeige. Diese sind mechanische Gesetze, denen gemäß die Natur Ereignisse zeitigt, „die der Entwurf einer höchsten Weisheit zu sein scheinen“. Das Wechselspiel zwischen vielen Faktoren in der Natur wie Wind, Luftdruck, Temperatur und Niederschlägen sei z. B. notwendig für das Leben auf der Erde. Solche Folgen kommen nicht durch ein bloßes Ungefähr oder durch Zufall, auch nicht durch göttliche Absichten zustande: natürliche Gesetze sind es, die mit der Notwendigkeit solche Wirkungen verursachen⁴⁰. Er bringt zwei Gesichtspunkte zur Geltung, von denen Einwände gegen sein Unternehmen ausgehen könnten. Der eine betrifft die Grenzen unseres Wissens, der andere die Ansprüche der Religion. Die letzteren behandelt er zuerst und weist ihre Argumente als ihrer eigenen Absicht widersprechend zurück. Kant geht nicht über die Probleme des religiösen Denkens hinweg; im Gegenteil

⁴⁰ I, S. 225 f. In diese Zeit fallen Untersuchungen Kants zur physischen Geographie, Klimatologie usw.: Dabei ist der Generalgedanke maßgebend, daß alles in der Natur nach vernünftig begreifbaren Gesetzen geschieht und göttliche Willkür, die im Vergleich zum Gesetz als Zufall gelten müßte, in ihr keine Wirkungsstätte findet.

überbietet er den Anspruch der Wortführer der Religion indem er dem theistischen Philosophen eine bessere Stellung im Streit mit den Atheisten und Naturalisten zu verschaffen sucht, als sie ihm die angeblichen Sachwalter des Glaubens bieten können. Gott wird im Denken der metaphysischen Vernunft, die ihn zum Schöpfer einer selbständigen und in sich autarken Natur macht, eine festere und gesichertere Stellung bekommen, als in demjenigen Denken, welches ihn zur Quelle der Zufälle macht. Was aber den anderen Punkt angeht, der die Grenzen der menschlichen Erkenntnis betrifft, so läßt ihn Kant an dieser Stelle in den Hintergrund treten, um ihn in der weiteren Entwicklung seines Denkens um so mehr in den Mittelpunkt zu rücken. Bemerkenswert ist, daß die beiden Themen: „Religion“ und „Grenze unserer Erkenntnis“ auf zwei der Fragen zutreffen, die Kant später als Grundfragen der Philosophie erklärt hat. Entspricht die Erörterung der Grenzen unserer Vernunft der Frage: „was kann ich wissen?“, so deutet das von dem Wortführer der Religion intonierte Thema auf die Frage hin: „was darf ich hoffen?“. Zu diesen beiden Fragen wird im späteren Fragenkatalog Kants noch die Frage hinzutreten: „was soll ich tun?“.

4. Verfassung und System als Grundprinzipien der „Allgemeinen Naturgeschichte“

Noch einmal möge der Blick auf die Äußerung Kants gelenkt werden, in welcher er erklärt, daß er von der „Unfehlbarkeit göttlicher Wahrheiten“ eine so große Überzeugung habe, daß er alles, was ihnen widerspreche, für genugsam widerlegt halte und verwerfen würde. Man wird Kant nicht so verstehen wollen, als sei es ihm darum zu tun, Metaphysik und Naturwissenschaft am Maßstab irgendeines christlichen Dogmas messen zu wollen. Die